

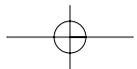
# DER ALTE MANN UND DIE BAHN

*Der äußerste Südwesten des Kosovo leert sich langsam von den dort lebenden Menschen, den Goranci. Einer muslimischen Minderheit, die lernen musste, nicht aufzufallen, um überleben zu können. Auch als Gastarbeiter und Flüchtlinge in Österreich.*

TEXT & FOTOGRAFIE: THOMAS SCHMIDINGER

Mitten in den kosovarischen Bergen, an der Grenze zu Albanien, geht ein alter Mann einsam und verlassen in einer Jacke der Österreichischen Bundesbahnen spazieren. Der Frühling ist noch lange bitterkalt. In Europa gibt es kaum einen Flecken Erde, wo sich die Jahreszeiten deutlicher unterscheiden als hier in diesem vergessenen Dreiländereck zwischen Albanien, Kosovo und Mazedonien. Nicht nur die Natur verändert sich hier mit den Jahreszeiten, sondern auch die Dörfer und ihre Bewohner. Während im Sommer die kleinen Weiler der hier lebenden Goranci oder Goraner – slawischsprachige muslimische „Bergler“, wie man Goranci wörtlich übersetzen könnte – vor jungen Leuten überquellen, sind sie im Winter fast ausgestorben. Die verschneiten Dörfer wirken dann wie Geisterstädte. Nur einige alte Leute sind gelegentlich zu sehen. Im Frühling kommen ein paar einsame Schafhirten dazu. Ansonsten ist die Gegend bis in den Juni hinein leer. Erst im Sommer finden die Jungen aus ganz Europa wieder für einige Wochen zurück in die Berge.

Die kargliche Bergregion war immer schon von saisonaler Arbeitsmigration geprägt. Im alten Jugoslawien waren die Goranci von Zagreb über Belgrad bis Skopje als Zuckerbäcker bekannt und beliebt. Auch heute noch eilt ihnen der Ruf voraus, das beste Baklava und Burek herzustellen. Genutzt hat ihnen das wenig. Mit den Zerfallskriegen des ehemaligen Jugoslawien,



kamen gerade die kleinen Minderheiten wie die Goranci unter die Räder. Als Glück im Unglück erwies sich jedoch, dass fast jeder bereits Verwandte im Ausland hatte. Jedes der Dörfer hatte seine eigenen Brücken nach außen. Während die Einwohner des größten Dorfes, Restelica, unterm Jahr größtenteils in Italien leben, haben andere Dörfer in Deutschland, Mazedonien oder eben in Österreich ihre Bezugspunkte.

Sadik Salemi kam bereits 1967, als Österreich in ganz Jugoslawien noch nach „Gastarbeitern“ suchte, nach Wien. Seine Frau blieb in ihrem Dorf namens Rapca zurück. Bis zu Salemis Pensionierung bei den ÖBB 1999 sahen sich die Eheleute nur während des Urlaubs im Sommer für wenige Wochen. 32 Jahre hat er als Weichensteller am Westbahnhof gearbeitet. „Das Leben meiner Frau war ein trauriges“, meint er heute. „Als sie jung war, war ich immer in Österreich, und als ich in der Pension zurückkam, war sie alt und krank.“ Der gemeinsame Sohn ist bereits als Kind verstorben. Die alten Leute von Rapca fühlen sich heute einsam. „Es ist ja niemand mehr hier“, klagt Sadik Salemi. „Alle Jungen sind weg.“ Dass sie weggingen, dafür hat er aber Verständnis: „Hier gibt es ja nichts mehr zu tun. Früher hatten wir wenigstens Schafe, und in Dragash gab es eine Fabrik. Aber das ist jetzt alles vorbei.“

Rapca wirkt im Winter und Frühling keinesfalls wie ein Ort, an dem man sich gerne niederlassen würde. Verschneite, nebelverhangene, nasskalte Berge umschließen das enge Tal, in dem zwei verlassene Siedlungen, das obere (Gornja Rapca) und das untere Rapca (Donja Rapca), liegen. Jedes der beiden Dörfer besteht aus einigen Dutzend Häusern, einem kleinen Lebensmittelgeschäft und einer Moschee. Mehr ist nicht zu sehen. Wer über die enge, mit Schlaglöchern übersäte Straße in den nächsten Ort fahren will, benötigt im Winter einiges an Wagemut und Geschick.

Einmal ins Rutschen gekommen, kann man an einigen Stellen tief in die Schluchten stürzen. Viele dieser kleinen Orte sind im Winter sogar wochenlang völlig vom Verkehr abgeschnitten. Wenn meterhoher Schnee die Straßen völlig unpassierbar macht, bleiben nur noch die Fußwege. Bis spät in den Frühling hinein kann es schneien und so steht der Sommer oft recht unvermittelt vor der Tür. In der „Bezirkshauptstadt“ Dragash, mit knapp 5.000 Ein-

wohnern auch nicht viel mehr als das größte Dorf in der Region, gibt es zumindest eine rudimentäre Infrastruktur, einige Geschäfte, ein Spital, die einzige Hauptschule für Zehn- bis Vierzehnjährige und ein von türkischen KFOR-Soldaten in Betrieb genommenes Kulturzentrum.

Wirtschaftlich ist aber auch hier seit langem der Ofen aus. Seit die große Textilfabrik Drateks im März 1999 stillgelegt wurde, ist die Arbeitslosenrate noch höher als in anderen Regionen des Landes. Laut OSZE gehört die Municipality Dragash zu den „unterentwickeltesten Regionen des Kosovo“. Neben der Polizei und einigen kleinen Familienbetrieben findet sich noch eine kleine Fleischfabrik und ein ebenso kleiner Hersteller von Elektroheizstrahlern. Einige hier schaffen es, mit dem Verkauf von Honig aus eigener Bienenzucht oder mit der Herstellung traditioneller Trachten zumindest ein wenig zu verdienen, ansonsten lebt der Großteil der Bevöl-

*„Österreich hat mir die  
Gelegenheit gegeben,  
Geld zu verdienen.  
In Rapca hätte ich nicht  
überleben können.“*

kerung von unterschiedlichsten Formen der Alimentierung. Die Alten werden von ihren Kindern im Ausland erhalten. Die spärlichen Pensionen, sofern sie angesichts der politischen Probleme zwischen Prishtina und Belgrad überhaupt ausbezahlt werden, reichen nicht fürs Überleben. Ganze Familien sind vom Wohlwollen der Verwandten im Westen abhängig.

Aus einer armen Bergregion wurde im Zuge des Kosovo-Krieges 1999 jedoch ein Notstandsgebiet. Und das nicht nur im ökonomischen Sinn – als slawischsprachige Muslime kamen die Goranci auch politisch zwischen die Fronten. Vereinnahmungsversuche von serbischer Seite, denen die verarmten Dorfbewohner wenig entgegenzusetzen hatten, wurden nach dem Sieg der kosovo-albanischen UÇK im Windschatten der Nato zum Anlass für eigenmächtige Racheakte von albanischer Seite. Seither leiden die Goranci, wie viele

Minderheiten, vor allem unter der allgemeinen Rechtsunsicherheit. „Wir versuchen, nicht aufzufallen“, erklärt ein goranischer Zuckerbäcker in Prizren, der lieber anonym bleiben möchte. Dass auch nach der Unabhängigkeit des Kosovo keine Rechtssicherheit herrsche, würde auf sie besonders zurückfallen, da jeder wisse, dass die Goranci keine mächtigen Familien hinter sich hätten. Wie um das Gesagte zu unterstreichen kommt ein Mann in den Laden, nimmt sich einen Milchreis von der Theke, probiert und spuckt ihn wieder in die Schüssel. Ohne zu zahlen verlässt er den Raum. „Bei wem soll ich mich beschweren? Wenn ich zur Polizei gehe, bekomme ich Schwierigkeiten und nicht der. Wer sich mit einem Albaner anlegt, bekommt es mit seiner ganzen Familie zu tun. Bei uns weiß jeder, dass er machen kann, was er will, und wir uns sowieso nicht wehren können.“

Tatsächlich haben die Goranci jahrhundertlang dadurch überlebt, dass sie sich in ihren Bergen versteckt hielten und versuchten, niemandem Anlass zum Ärger zu bieten. So galten sie als harmlose Bauern, die toleriert, aber nicht geliebt werden. Die Nationalismen des Balkans sind an ihnen weitgehend vorübergegangen. Ihre Sprache nennen sie „Nasinski“, wasso viel wie „unsere Sprache“ bedeutet. So unklar wie ihre Herkunft ist ihre gegenwärtige „nationale Identität“. Historisch vermuten viele, dass es sich bei den Goranern um Nachkommen von zum Islam konvertierten Bogomilen handelt, die vor der Verfolgung durch die orthodoxe und katholische Kirche in die Berge geflüchtet waren. Andere sehen in ihnen Reste serbisch-orthodoxer Bevölkerung, die unter osmanischem Einfluss zum Islam konvertiert waren. Ihre Sprache weist serbische, mazedonische, bulgarische, türkische und albanische Einflüsse auf, ist jedoch von der Grammatik her eindeutig als slawische Sprache zu identifizieren.

Im Osmanischen Reich waren die Goranci nur eine von vielen muslimischen Gemeinschaften im Mosaik Südosteuropas. Erst die neuen Nationalstaaten stellten auch die Goraner vor das Problem der „nationalen Identität“. Der Großteil ihrer Dörfer fiel nach dem ersten Balkankrieg 1912 an das Königreich Serbien. Nach der endgültigen Festlegung der albanisch-jugoslawischen Grenze 1925 blieben neun goranische Dörfer auf der albanischen Seite der Grenze.



*In den Wintermonaten trifft man in den verlassenen Bergdörfern nur mehr die Alten.*



*Erst im Sommer finden die Jungen aus dem Ausland für einige Wochen zurück in die Berge.*



InBorje, Zapod, Kosariste, Novo Selo, Orgosta, Oresak, Pakisa, Crneljevo und Sistevac wird trotz aller Assimilationsversuche heute noch der slawische Dialekt der Goranci gesprochen. Die Teilung Jugoslawiens brachte schließlich eine weitere Grenze durch das Siedlungsgebiet der Goraner. Mit der Unabhängigkeit Mazedoniens 1991 kamen zwei Dörfer zu Mazedonien, während das Hauptsiedlungsgebiet bei Serbien bzw. der damals serbischen Provinz Kosovo verblieb und damit nach dem Kosovo-Krieg 1999 unter UNMIK-Verwaltung kam. Die UNMIK organisierte die kosovarischen Gemeindebezirke neu. Gora wurde mit der albanischsprachigen Municipality Opolje zur neuen Municipality Dragash zusammengelegt. Seither verfügt die Minderheit über keine eigenen Gemeindestrukturen mehr, sondern fühlt sich zunehmend von den Albanern aus Opolje in die Enge getrieben. Bei der Volkszählung von 1991 lebten noch 16.000 Goranci im Kosovo. Heute sind es vielleicht noch halb so viele.

Im alten Jugoslawien deklarierten sich die Goraner lange als „Türken“. Mit der Einführung der Kategorie „ethnische Muslime“ rechneten sich die meisten dieser Gruppe zu. Heute gibt es Goraner, die sich als „Bosnier“, als „Mazedonier“, als „Bulgaren“ oder eben als eigenständige Volksgruppe der Goranci definieren. Ein nationalistisches Bewusstsein entwickelten sie jedoch nie. Damit passten sie nicht in das Bild der ethnisierten Konflikte der neuerdings von EU-Bürokraten als „Westbalkan“ bezeichneten Region. Ohne starke Fürsprecher blieben sie dadurch zwischen den Nationalismen eingeklemmt und diesen ausgeliefert. Dutzende Anschläge gegen Goraner blieben ungeahndet. „Keine einzige Gewalttat gegen einen von uns wurde in den letzten Jahren aufgeklärt“, beklagt sich auch Sadik Salemi aus Donja Rapca.

Wer aus Rapca noch nicht als „Gastarbeiter“ in Österreich war, versuchte deshalb nach 1999 als Asylwerber sein Glück. Die meisten Flüchtlinge suchten die Nähe zu Verwandten und Freunden, und so kam es, dass dort, wo bereits seit Jahren einige Familien aus Rapca lebten, neue dazustießen. Mittlerweile lebt ein Großteil der Bewohner aus den beiden Siedlungen Donja und Gornja Rapca im Bezirk Baden bei Wien. Einige von ihnen kamen bereits in den 1980er-Jahren und holten später



## FRAGE AN DIE MAUS

**Wo leben die rund 30.000 Goraner heute?**

Der Kosovo mit seinen heute rund 2,13 Millionen Einwohnern war immer schon eine multiethnische Region, die nicht nur von Albanern und Serben bewohnt war. Im Zuge der ethnisierten Konflikte, die Anfang der Achtzigerjahre ihren Ausgang nahmen, reduzierte sich jedoch die Zahl der Angehörigen dieser Minderheiten auf rund fünf Prozent der Gesamtbevölkerung. Roma, Ashkali, Torbeschen, Janjevci (Kroaten), Kosovo-Ägypter, Bosnier und Goraner kamen zunehmend zwischen die Fronten des serbischen und albanischen Nationalismus. Heute leben nur noch 8.000 bis 10.000 Goranci permanent im äußersten Südwesten des Kosovo, im Gebiet „Gora“, dem Südteil der Municipality Dragash. Auf der albanischen Seite der Grenze zwischen Zapod und Sistevac wohnen etwas weniger, einige Hundert haben sich in zwei Dörfern im benachbarten Mazedonien angesiedelt. Die Mehrheit der weltweit rund 30.000 Goraner lebt mittlerweile längst außerhalb der Region, in Bosnien-Herzegowina, Kroatien, Serbien, Montenegro, Italien, Deutschland und Österreich, wohin schon in den Siebzigerjahren Tausende Arbeitsmigranten ausgewandert waren. In Österreich haben sich die meisten Goraner im Bezirk Baden bei Wien oder direkt in Wien niedergelassen. Über in der Region verbliebene Familienmitglieder bleiben jedoch Kontakte in den Kosovo bestehen. Auch im Ausland definieren sich nur wenige öffentlich als Goraner und werden von der einheimischen Bevölkerung überwiegend als „Jugoslawen“ betrachtet. Bislang wurde kein goranischer Verein oder eine kulturelle Organisation gegründet; kulturelle und religiöse Aktivitäten der Goraner finden einzig und allein im Privaten statt. Informell existiert jedoch ein reger kultureller und persönlicher Austausch zwischen den Familien. Ein längerer Beitrag von Alicia Allgäuer und Mariella Müller über die Goranci aus Rapca, die in Baden bei Wien leben, erschien im Juni 2008 in: Thomas Schmidinger (Hrsg.): „Vom selben Schlag... Migration und Integration im niederösterreichischen Industrieviertel“ (Alltag Verlag, 19,90 Euro).

ihre Familien nach. Viele sind mittlerweile beruflich etabliert und sprechen sehr gut Deutsch. Manch Jugendlicher hat es zu einer höheren Schulausbildung gebracht. Aber auch im Exil wollen die Goraner nicht auffallen. Was bisher in den Bergen galt, wird auch in Österreich als Überlebensstrategie beibehalten, und so will niemand mit seinem Namen genannt werden. Dabei stehen die Flüchtlinge aus den Bergen im Südwesten des Kosovo vor einem Dilemma.

Einerseits beklagen sie sich zu Recht, dass in Österreich niemand über ihre Situation Bescheid weiß, ja nicht einmal die Existenz ihrer Minderheit bekannt ist, andererseits wollen sie sich selbst aus Vorsicht nicht zu weit in die Öffentlichkeit wagen. „Hier gibt sehr viele Albaner, und ich habe noch Verwandte im Kosovo“, meint einer der Flüchtlinge, die anonym bleiben wollen. „Für uns ist das einfach zu gefährlich.“

Bis 2006 war es für die meisten Goranci aus dem Kosovo relativ leicht, in Österreich ihre Fluchtgründe glaubhaft zu machen. Neben den Tschetschenen waren die Goranci fast die einzige Gruppe, denen es oft sogar gelang, in der ersten Instanz Asyl zu bekommen. In der zweiten Instanz, beim Unabhängigen Bundesasylsenat (UBAS), wurde fast niemand abgewiesen. Im Mai 2006 fuhr jedoch eine Delegation des Bundesministeriums für Inneres, des

Bundesasylamts und des UBAS zur „Fact-Finding-Mission“ in den Kosovo. In der Zeitschrift des Innenministeriums, der *Öffentlichen Sicherheit*, hieß es daraufhin in einem Bericht: „Ein Großteil der Goraner berichtete über Verwandte und Bekannte in Österreich, die nicht zuletzt auch wichtige Geldgeber für die Region sind.“

Dennoch zeigte sich mehr als deutlich, dass nicht alle Bewohner der Gora-Region der stetigen Abwanderung der Bevölkerung positiv gegenüberstehen. So findet sich in der Goraner Ortschaft Donja Rapca ein Graffiti mit der Aufschrift „Österreich ist nicht die Lösung.“ Welche Konsequenzen auch immer Innenministerium, Bundesasylamt und UBAS aus ihrem Kosovo-Besuch zogen – Asylbetreuer fällt auf, dass es seither für Goraner wesentlich schwerer geworden ist, in Österreich Asyl zu bekommen. In den Unterkünften für Asylwerber warten nun auch immer mehr Goranci auf ihre Bescheide, die immer öfter negativ ausfallen. Auch Murselj Halili, Abgeordneter der Gradanska Inicijativa Gore (GIG), einer Minderheitenpartei der Goranci im kosovarischen Parlament, hat von der Delegation aus Österreich gehört.

„Mit uns hat niemand von denen geredet. Sie können sich also gar nicht umfassend über die Situation der Goranci hier informiert haben.“ Murselj Halili ist sich

bewusst, dass es auch Goraner gebe, die die Probleme herunterspielten, diese würden jedoch aus Angst so handeln. Neben der GIG ist nämlich noch eine zweite Partei in Dragash verankert. Goranci, die versuchen, sich als Bosnier zu etablieren und damit bewusst von serbischer Unterstützung zu distanzieren, finden sich in der Partei Koalicija Vakati zusammen. Sie stellt mit Sabidin Cufta auch den Vizebürgermeister von Dragash. Cufta hält die Probleme für weniger dramatisch. Im Rathaus am Hauptplatz von Dragash kritisiert er die Gradanska Inicijativa Gore als „proserbisch“, was wiederum von Murselj Halili bestritten wird: „Wir sehen uns einfach nur als Interessenvertretung der Goranci. Diese Behauptungen sind völlig absurd.“

Eine Reihe von Vakati-Politikern haben ihre eigenen Kinder im Ausland und reden hier trotzdem so, als gäbe es keine Probleme.“ Sabidin Cufta will das nicht auf sich sitzen lassen: „Probleme gibt es nur, weil sie nicht bereit sind, sich mit den Albanern zu arrangieren. Wir müssen zusammenarbeiten!“ Auch Vizebürgermeister Cufta will die Anschläge auf Goranci in der Region nicht leugnen. Er führt sie aber teilweise auf die unkontrollierbare Grenze zu Albanien zurück. Von dort kämen immer wieder „Banditen“, die für Unsicherheit sorgten. Aus seiner Sicht ist es jedoch primär die ökonomische Situation und weniger die Sicherheitslage, die die Goraner zur Auswanderung bewegt.

In der Bevölkerung sind diese beiden Motive jedoch kaum auseinanderzuhalten. Arbeitslosigkeit und Sicherheitsprobleme vermengen sich zu einer Perspektivenlosigkeit, die kaum mehr in ihre Bestandteile aufzuteilen ist. Auch Sadik Salemis Verwandte sind heute überwiegend in Baden und in Wien zu Hause. „Nur im Sommer kehrt hier wieder Leben ein“, sagt der alte Mann etwas wehmütig. Obwohl er hier den Großteil des Jahres mit anderen Greisen allein ist, war für ihn nach seiner Pensionierung klar, dass er nach Rapca zurückkommt: „Österreich hat mir eine Einkommensmöglichkeit gegeben. In Rapca hätte ich nicht überleben können. Aber zu Hause bin ich nur hier.“

Seit seiner Rückkehr in die Berge von Gora war er nie wieder in Österreich. Nur seine winterfeste ÖBB-Jacke erinnert ihn noch an die Zeit als er und seine Frau noch jung, aber mehr als eine Tagesreise voneinander getrennt waren. ■